

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Der schlesische Porzellanmaler
Autor: Amman, Karl Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

recht gute Vorstellung vom Urbild, und vor allem gibt sie uns unverfälscht das Porträt der großzügigen Künstlerin, dieser hervorragend intellektuellen, durch und durch wahren und klaren Frau, der feinen Psychologin mit dem durchdringenden Blick und dem sichern Urteil. Ein Jammer ist es, daß wir dieses Gemälde, das ein Meisterbildnis im doppelten Sinne darstellt,

nach Schluß der Nationalausstellung wieder über die Grenzen unseres Landes zurückziehen und dem schweizerischen Kunstschatz wohl für immer entgehen lassen mußten. Derlei gehört zu den schmerzlichen Erfahrungen in unserm Kunstleben, die uns hoffentlich mit der Zeit immer mehr erspart bleiben.

M. W.

Der schlesische Porzellanmaler.

Erzählung von Karl Heinz Ammann, München.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

An nachfolgendem Lebensläuflein will dargetan werden, daß nicht selten einer an seiner Tugend, oder wie er's nun nennen mag, zugrunde geht, und zwar bei jungen Jahren und unter reinigen Selbstanklagen nach einem dürftigen und ängstlichen Dasein, wohingegen das Laster fröhlich seines Weges zieht, zu Jahren kommt und ohne Reue dahinzufahren pflegt. Damit diesem aber sein Ruhm werde, muß es groß und königlich einhergegangen sein, nicht als Großendieb oder Wildschlingenleger; die Tugend indes mag zu dauerbarem Gedächtnis kommen, auch wenn sie nach ihrer Art bescheiden, Schrittchen vor Schrittchen setzte, und die Geschichte solch kleiner Heiligen ist zuweilen der Aufzeichnung nicht weniger würdig als die der Gewalttätigen und der Könige, wenn schon diese dem breiten Geschmache geläufiger ist.

* *

An einem schönen Frühlingsnachmittag ließ sich ein noch nicht dreißigjähriger Mensch von bescheidener Art und Kleidung die leere Stiebelkammer in einem ältern Hause zeigen, die er zu mieten gedachte, wenn sie seinen geringen Ansprüchen genügen würde. Er durchforschte, während ihn die Vermieterin musternd im Blick behielt, den kahlen, graugestrichenen Raum, prüfte das Kanonenöfelein mit dem abnehmbaren Deckel, der wohl einem Kochtopf Raum bieten konnte, öffnete die Tür in der Wand zur Rechten und betrat ein durch das Ziegeldach abgegrägtes Nebenrümchen, worauf er zurückgekommen sich an das einzige Fenster des Hauptraumes stellte und die Aussicht betrachtete, die einen kleinen Platz, die Baumwipfel des nahen Kurgartens und die heitere Weite des blauen Sees umfaßte und wohl das erste war, was dem jungen Menschen an dem Zimmer gefiel; wenigstens hielt sie ihn wohl eine Viertelsminute dort fest. Er versäumte nicht, das Fenster zu öffnen, schloß es dann wieder, prüfte, ob es sich überall gut in den Rahmen einfüge, und kehrte hierauf zu erneuter Untersuchung des Öfeleins zurück; denn zum Durchforschen fand er weiter nichts in dem Raume. Nach einigem Fragen und Zeiltschen wurde er mit der erwartungsvollen Haus-

wirtin auf sieben Mark Miete monatlich einig; darauf empfahl er sich mit dem Bemerken, er werde noch im

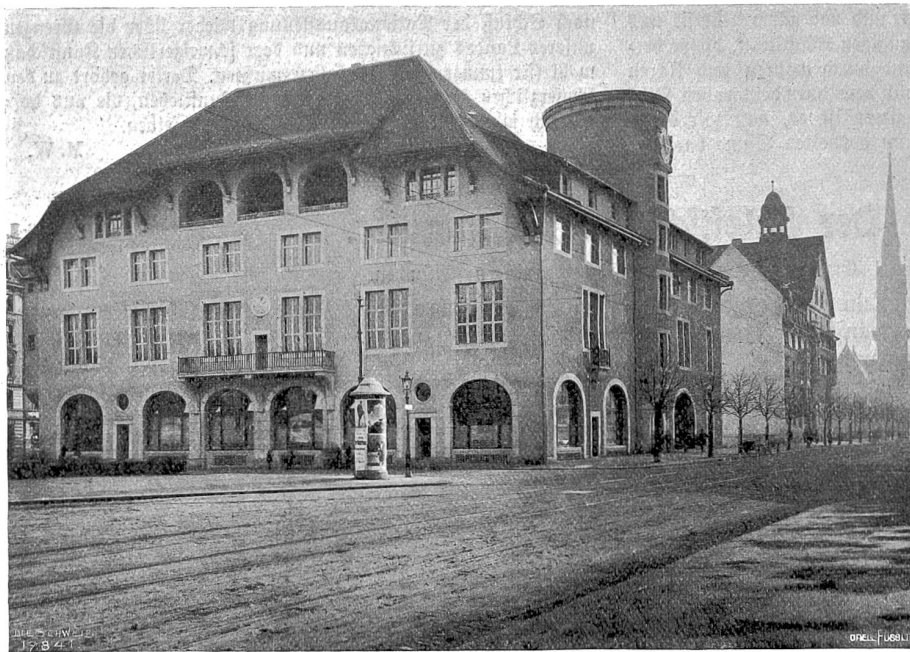


Ernest Bieler, Savignè.

Frauenbildnis.

Laufe des Nachmittags das Zimmer beziehen; sie möge den Schlüssel nur gleich stecken lassen. Als die Frau aber weg war, zog er ihn selber ab, wiewohl aus dem leeren Gelaß nichts wäre zu entenden gewesen, das Öfelein abgerechnet, das aber an der Türe wie ein grauschwarzes Zwerglein Wache zu stehen und seinen Posten gar treu zu halten schien.

Der verheißene Einzug fand eine halbe Stunde später auch schon statt. Der unbekannte Mieter ging neben dem von einem Knaben gezogenen Handwagen her mit einem Tisch, der oben an der kürzeren Seite der Platte ein seltsames Gerüstlein aus drei Brettchen hatte und vom Einzügling an den beiden vorderen



Streiff & Schindler, Zürich.

Alkoholfreies Volkshaus in Zürich III.

Füßen gleich einem Baldachin auf dem Kopf getragen wurde. Auf dem Wägelchen aber fuhr der Knabe ein zusammengeklapptes eisernes Bettgestell, eine gestreifte rote Matratze, aus der an einer Kante ein Wisch Seegrass hervorlugte, und einen hölzernen Koffer mit nachgeahmter Nußholzmauerung: ein Behältnis, wie es wohl Dienstmägde zur Vergung ihrer Sabseligkeiten mit sich führen. Vor der Haustüre angekommen, brachte der Mieter das ganze Möbelwerk in den Flur und entließ den kleinen Wagenführer mit einem Nickelstück: er habe augenblicklich weiter kein Kleingeld; wenn er ihn wieder treffe, solle er noch was haben. Sierauf schleppte er seine Ausstattungs über die drei alten Stiegen empor, durch die Bodentreppentür hinein, den durch Lattenräume abgeteilten Dachflur entlang und bevölkerte damit die Siebelloch, wozu er sich von seiner Hauswirtin zuletzt noch zwei alte Stühle auserbte. Als er so wieder unter seinen wohlvertrauten Möbeln stand wie ein Hauptmann unter seiner zusammengeschmolzenen Truppe, schloß er zunächst den braunen Koffer auf und warf eine Bettdecke, zwei Leintücher, ein schmutziges Kissen sowie einige ältere Gewandstücke und ein paar schadhafte Schuhe vorläufig auf den Boden heraus; dann förderte er ein blechernes Waschbecken und einen eben solchen Nachttopf zutage, weiterhin eine Zigarrenschachtel voll Gläschen, alle sorglich in alte Lappen gewickelt, jetzt eine zweite mit Farbinden und Töpfchen, dann ein kleines Eßgeschloß mit einem Drehscheibchen und endlich ein Pappgefäß voll Pinsel. Eins ums andre wurde genau auf seine Unversehrtheit untersucht und dann alles zu wohlgeordnetem Spalier auf dem Tisch aufgereiht, als wenn es in dieser Folge sogleich in Gebrauch genommen werden sollte; doch machte der Besitzer bloß eine Handbewegung darüber hin, gleichsam segnend, holte dann aus der Brusttasche seines Rockes ein Rechnungsbüchlein hervor, setzte sich

an den Tisch und lotete mit seiner Feder das bißchen Tinte in seinem Gläschen. Dann schrieb er auf die Ausgabenliste, die noch ganz weiß und leer war: Für meinen Umzug: Zehn Pfennig. Und steckte das Büchlein wieder ein.

So begab sich der Einzug Gustav Hänslings in seine neue Wohnung. Eine Viertelstunde später lag das Siebelloch wieder still und einsam, doch wohlverschlossen da. Auf dem Tisch aber fehlten das Pinselbehältnis, die Gläschen- und Farbenschatel sowie das Drehscheibchen. Der Mieter hatte nämlich sein Werkzeug einem Übergläubigen zufolge nur in dem neugemieteten Raum

zu guter Vorbedeutung aufgestellt, damit ihm hier der Segen der Arbeit nie fehlen möge, dann aber die Weihen Gegenstände sogleich wieder an ihren Bestimmungsort zurückgebracht und sich hinter seine gewohnte Arbeit gesetzt.

Mit dem Einzug dieses Mieters sah die Hauswirtin das Siebelloch wieder seiner Urbestimmung zurückgegeben und glaubte die Gewißheit haben zu dürfen, der neue Inhaber werde an Ruhe und Bescheidenheit seinem Vorgänger, einem sächsischen Buchbindergefallen, gleichkommen, auf den Tag genau seine Miete bezahlen und wohl auch wie der Zwifauer seine eigene Dienstmagd spielen, um nur niemand nichts schuldig zu sein. In der Tat schien dieser ganz der eigensüchtigen Berechnung seiner Hauswirtin nachleben zu wollen; ja, er übte selbst im Sterben noch solche Rücksicht, daß jene höchstens über die Unmöglichkeit zu trauern hatte, je wieder einen ähnlichen Mieter in ihre Siebelloch hinaufzubekommen.

Dieser horstete nämlich vom ersten Tag ab in seiner Höhe einsam und in so vollkommener Stille, daß keine Seele im Haus einen Bewohner über sich vermutet hätte. Jeden zweiten oder dritten Morgen wufelte er in aller Frühe strumpfsackig oder in Filzlatzchen die schlafenden Treppen hinab und holte vom Erdgeschoß sein in einer Wandnische aufgestelltes blechernes Milchmaß herauf, um sich einen dünnen Kaffee zu bereiten, wenn er nicht vorzog, die Milch kalt zu trinken, einen Viertelliter zu einem Stück Schwarzbrot, das er der Wohlfeilheit halber sich auch immer laibweise zutut. Ein Stündchen später stand dann, meist bis zum Abend, sein Gefäß unbewohnt, indes wohlverschlossen, als wenn selbst in diese Höhe hinauf ein Spitzbube sich versteigen oder die Neugier der Wirtin darin herumspüffeln könnte. Sie hatte aber dort nur Tag um Tag jegliches Ding in einer

dem Wesen des Inwohners gemäßen Ordnung gefunden. Denn dieser versäumte nie, das eben dienstfreie Paar Schuhe zu wischen, in spärlichem Glanz mit einem Flanellappen, dem Ärmel eines längst ausgedienten Hemdes, worauf das Schuhpaar schwarz und platt in einer Zimmerecke ausruhte, im Obdach des seltsamsten Kleiderschranks, den sich Hänfling dort errichtet hatte. Ein Bogen blauen Packpapiers nämlich, trügerisch mit zwei Reißnägeln an die Wand geheftet, schützte ihm dort Sonntagshose, Weste und Rock vor dem Staub des Werktags und den Blicken unehoffter Besucher; denn er schonte seine

Gewandung, besonders das Feiertagskleid und wählte statt dessen oft die Werktagshülle, die er in der Samstagsnacht am Boden sorgfältig hingebreitet mit dem Koffer zu beschweren und so gewissermaßen neu mit Bügelsalten zu versehen pflegte. War er in diesen kleinen Zurichtungen einigermaßen sorglich, so versagte er gänzlich in der Kunst, sein Bett ordentlich herzurichten, und sah sich jeden Abend vor die Pflicht gestellt, sein Leintuch zu wenden, die zerlegene Matratze ein wenig zurechtzuschieben und das Federbett aufzuschütteln, was alles er immer im Hemde unternahm, um dann gleich unterzuschlüpfen, sich wohligh zu strecken oder igelmäßig zusammenzukugeln und so einzuschlafen, bis ihn das emporkommende Tagesgestirn wieder ans gewohnte Wirken lockte.

In dieser Weise spulte Hänfling einen Tag wie den andern herunter und befand sich gar wohl dabei.



Sirelli & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Musiksaal.

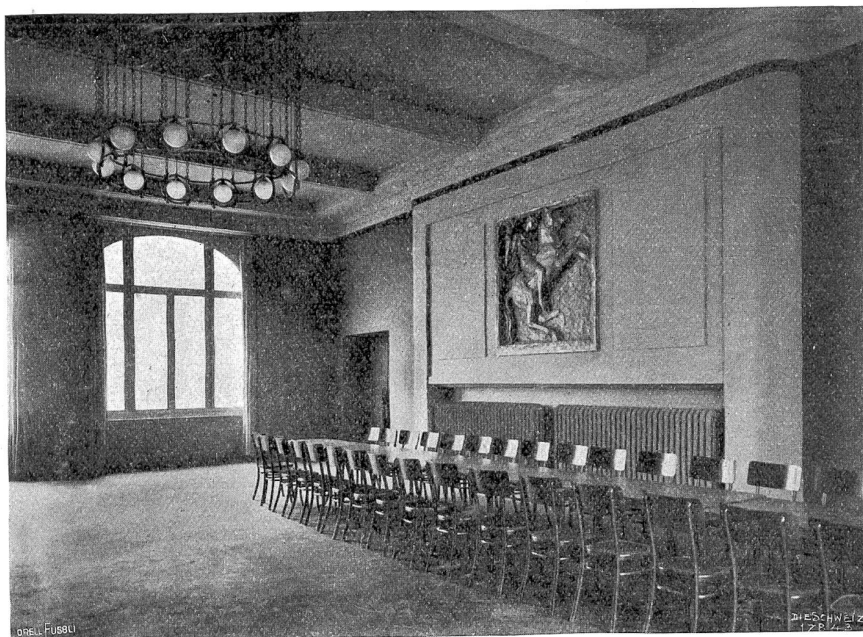
Die Arbeit unterbrach er durch ein spärliches Mittagessen, worauf er ein Viertelstündchen sich im Kurgarten erging oder von der Brücke aus, wo der Fluß den See verläßt, nach der weiten Wasserfläche und den umgelagerten Schneebergen schaute, und dabei mit einem zugespitzten Bündholz wichtig schmakend in den Zähnen stockerte. Dies tat er in Nachahmung der Bürger des Städtchens, die damit den Schein erwecken wollten, sie hätten ein nahrhaftes Mittagmahl hinter sich. An den Schluß seiner Arbeit hängte er aber ein noch bescheidenes Abendbrot, das nicht selten wirklich nur aus Brot bestand und sich manchmal sogar zu einem bloßen frommen Wunsch verdünnte, und doch rühmte er sich wohl vor dem und jenem, wie leicht er sich immer im Magen fühle und daß ein solcher Zustand unzweifelhaft günstig auf Leib und Seele zurückwirke, wie er denn überhaupt gern jeglicher Bescheidenheit das Wort redete. Mit der Darlegung solcher Grundsätze beschloß er meist sein Tagesläuflein und legte sich dann mit desto größerer Gewissensruhe in sein schlecht gemachtes Bett.

Der sich nun eines solchen vorbildlichen Wandels bemühte und sich im Städtchen Dasein und Fortkommen sicherte, war ein ehrfamer Porzellanmaler, zugewandert aus schlesischen oder aus brandenburgischen Landen, welchen Zweifel er standhaft aufrecht hielt, indem er auf Befragen stets einen Geburtsort angab, den keine Landkarte im Städtchen zeigte, und sich bald als



Sirelli & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Restaurant.



Streiff & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Vereinsaal.

Schlesier, bald als Brandenburger bezeichnete, jenachdem er den Trager preußischer Neigung oder Abneigung verdächtig hielt. Was er sonst noch Spärliches über sich kundgab, war, daß er von Webersleuten abstamme, sich also eines hübschen Vorschritts berühmen dürfe; denn er liebte es, wie alle seines Berufes, sich als Künstler zu fühlen und verfocht wohl auch die Ansicht, es sei in der Sache gar kein Unterschied, ob einer auf Porzellan und Glas oder auf Leinwand und Holztäfelchen male, wenn er nur was könne. Das aber glaubte er ehrlich von sich. Lehr- und erste Gesellenjahre hatte er in Berlin verbracht; er sprach aber davon als von einer harten Zeit, die manche Versuchung gebracht habe und nach der er sich denn auch nicht zurücksehnte, wohingegen sein Aufenthalt in Bonn als mild und freundlich in seinem Gemüt haften. Er brauchte an diese Zeit nur erinnert zu werden, so redete er sich in eine sonnige Räuscheinstimmung hinein, begann aufzuschneiden, was ihm sonst fernlag, und spielte wohl gar den feurigen Weinjünger und Bacchanten. Und obgleich er kaum je ein Glas Rheinwein getrunken hatte, prahlte er alle Sorten herunter wie die reichhaltigste Weinkarte, fügte auch wohl zungenschnalzend die Flaschenpreise hinzu und sprach von überschäumenden Gelagen, ja wilden Orgien, die sie zusammen am heiteren grünen Strome gefeiert hätten, während ihn wohl schon die bloße Frage nach der Farbe der berühmten Weine in Verlegenheit gebracht hätte. Er dämpfte denn auch gewöhnlich die ganze Schwärmerei bald wieder, indem er meist mit säuerlichem Tadel auf seine Bonner Kameraden zu reden kam, vor allem auf den tollen Wollenweber, als welcher leider ein Trinker und ohne Grundsätze gewesen sei, was bekanntlich — fügte er hinzu — nie zum Guten führe. Gleichwohl mochte dieser rheinische Aufenthalt im Leben des arbeitsamen Schlesiers die einzige Zeit etwelchen innern Schwunges gewesen sein, wenn auch

nur in seiner Einbildung. Aus den sonnigen Nebengebieten war er dann in dieses Städtchen gekommen, zwar nicht aus freiem Willen oder aus besonderer Unternehmungslust, vielmehr weil sein rheinischer Brotherr Hals über Kopf sein Geschäft aufgelöst und sein halb Duzend Porzellanmaler, wie wohl sie recht eigentlich ihn reich gemacht, brotlos in die Welt hinaus gestoßen hatte. Dies war denn auch der einzige Dorn, der aus jener Zeit schmerzhaft in Hänfling haften geblieben war. Doch gab er sich mit dem neuen Unterstand, den er gefunden, zufrieden und segnete im stillen sein Schicksal, das ihm diese gegenwärtige Sicherheit und einen unverkürzten Tagelohn verliehen hatte.

Bevor Hänfling in seine Siebelfammer gezogen war,

hatte er die Dachkammer bei einem kleinen Beamten innegehabt, einer ebenso gerechten und sparsamen Seele wie er selbst. Dies war der Kreisschreiber Holdinger, mit Vornamen Servaz, ein unscheinbarer Mensch von späßigem Außern, da er am ehesten einem dürftigen zwiegeschwänzten Kettich glich oder einer krummen Wäschebammer, der ein unbeholfener Junge ein Gesicht eingeschnitten. Dieser hatte ein Mietshaus mit einer geringen Anzahlung erworben, mit dessen Zins er sein Gehältelein etwas aufpolsterte. Auch besaß er, als Erbteil seiner Frau, vor der Stadt draußen ein steiniges Ackerlein, worauf er ein hölzernes Gartenhüttchen errichtet und nach unermüdlicher Entsteinung einige Gemüsebeete angelegt hatte; nun sprach er davon als von seinem Gartenhaus und hieß die paar Sonntagnachmittagsstunden, die er bei gutem Wetter dort zubrachte, seinen Sandaufenthalt. Auch fand er, seit er eigenes Gemüse zog, die Pflanzenkost gesünder und bekümmlicher als die Fleischnahrung und hatte zu diesem uraltnen Nährglauben auch Hänfling bekehren können, da dieser wirklich einige Groschen wöchentlich dabei ersparte. So sättigte sich der Schlesier denn mit dünnen Reis- und Gemüsejuppelein und tat sich gütlich an Wirsingfoteletten, Spinatbeefsteaken, Kartoffelrippchen und Kohlrabiziemern und rühmte sich dieses mächtigen Magenwandels, obgleich er dabei immer hungriger war als je bei der spärlichsten Ernährung nach altem Brauche. Die Sonntagnachmittage blieb er dann in der Kreisschreiberfamilie sitzen, natürlich im Gartenhüttlein, und während die Kinder draußen spielten, führten die beiden Gemüsegläubigen erbauliche Gespräche, jeder über seine Pläne, Meinungen und Absichten oder über die allgemeine Lage der Dinge und die besondere des Städtchens, das sie drunten liegen sahen. Und wenn dann mit einsetzender Verdauung auch der Hunger wieder eintrat, gossen sie darüber einen sanften Malzkaffee, worauf sie mit Apöstelblicken hoffnungsreicher

in die Umgebung hinaus und auch wohl in ihr Inneres und die eigene Zukunft blickten. Diese Tasse Malzkaffee, die zwar kein Rheinwein war, bedeutete Himmel und Seligkeit in Hänflings Gemüseglauben, und als er sich von diesem später abkehrte, vermischte er nichts so bitter wie die fromme gelbliche Flüssigkeit. Daran schuld war aber einzig der Kreisschreiber. Er ließ nämlich eines Tages die Dachkammer zu einer Dreizimmerwohnung ausbauen und redete in jener Zeit Hänfling täglich überzeugender vom Vorteil und Nutzen

zeitigen Heiratens, in Absicht, den Schlesier auf diesem Wege in ein ferneres Mietverhältnis zu sich zu bringen. Der beschloß jedoch, ohne Säumen umzuziehen, und nur ein Weilchen noch, so gab er auch den Gemüsekostplatz beim Kreisschreiber auf. Immerhin löste er nicht alle Bande, sondern hielt sich mit der Familie, die wie eine Rettichsaat aufging, in leidlich naher Freundschaft; dies geschah aber vornehmlich um des sonntägigen Malzkaffees willen.

(Fortsetzung folgt).

Das alkoholfreie Volkshaus in Zürich.

Mit fünf Abbildungen.

Die längst sprichwörtlich gewordene Wohltätigkeit Zürichs hat sich einen neuen Ruhmestitel erworben durch eine ganz außerordentliche Tat, die Gründung des alkoholfreien Volkshauses in Außer Roth. Aus privater Initiative ist das Werk hervorgegangen, private Mittel haben den Grund dazu gelegt, und die kräftige Unterstützung der Stadt hat ihm zum Leben verholfen. Der Gedanke, dem Volke ein Haus zu errichten, darin es sich heimisch umtun kann, wo es seine Gesundheit fördern und den Geist bereichern, wo es sich versammeln und beraten und seine Zukunft in Klarheit gestalten kann, unbeeinflusst von dem alten Volksfeinde, dem Alkohol, ist groß und in dieser Form neu, und da die Ausführung in keiner Weise hinter dem Gedanken zurückgeblieben ist und das Volk das ihm Dargebotene mit so freudigen und gierigen Händen ergreift, daß projektierte Erweiterungen schon heute, nach kaum zweimonatlichem Betriebe verwirklicht werden müssen, kann man sich dieser aus wahrhafter Liebe zum Volke entsprossenen und deshalb kulturell bedeutsamen Tat nicht genug freuen. Möge sie rings in unserm Lande Nachahmung erfahren!

Wahrhafte Liebe zur Sache spricht vor allem auch aus der Arbeit der beiden Architekten, Rudolf Streiff und Gottfried Schindler, die es sich haben angelegen sein lassen, den Bau bei der größten Zweckmäßigkeit doch in alle Einzelheiten hinein so zu gestalten, daß er erfreulich wirkt und schön. Trotz der vorbildlichen Einfachheit ist doch alles originell und vornehm gehalten, trotz der Vornehmheit wirkt alles wohllich und traut, und vor allem trägt dieser Bau bis ins kleinste Detail — was für ein Volkshaus so wichtig ist — den Stempel der Echtheit. Aller architektonische Schmuck ist rein konstruktiv, alle dekorativen Zutaten, die frischen, weitwirkenden Künstlersteindrücke und Radierungen an den Wänden, die großen, glänzenden, farbenleuchtenden Heimbergfrüge auf den Konsolen, die prachtvollen, nach alten Schweizermustern gefertigten Kupfergefäße auf den Büffetten, die flotten, massiv gearbeiteten Leuchter und schließlich die Abgüsse nach antiken und Renaissance-Reliefs, die die großen Räume schmücken — alles gibt sich als das, was es ist, und wirkt eben darum, weil es keine falschen Qualitäten vortäuscht, wahr und gesund. Daß endlich auch die farbige Abtönung der einzelnen Räume außerordentlich ruhig und harmonisch und doch apart ist, braucht wohl kaum betont zu werden, da es sich bei diesen beiden Architekten, deren exquisiten Geschmack gerade in dieser Richtung unsere Leser wohl kennen*), eigentlich von selbst versteht.

*) Vgl. „Die Schweiz“ XIII 1909, 289 ff.

Das Volkshaus liegt an einem großen freien Platz in Zürich III, der zwar gegenwärtig noch ziemlich häßlich aussieht, in absehbarer Zeit aber eine vollständige Umgestaltung erfahren wird, sodaß das schöne Gebäude ein seiner würdiges Ambiente erhalten wird. Sehr schlicht gibt sich der in gebungen Formen festgesammelte Bau nach außen, und vielleicht würde er mit seinen glatten Flächen und geraden Fenstern nüchtern wirken, wenn nicht durch das freibewegte, heimatisch anmutende Dach, durch die breiten Bogen der Loggia und den untersten kurzen, mit einem klazigigen Relief von Arnold Hünerrwadel geschmückten Turm ein schöner Rhythmus in die Linien gebracht und zugleich dem Ganzen ein heimisches Gepräge verliehen würde.

Fast das ganze Erdgeschoß ist durch die alkoholfreie Wirt-



Streiff & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Übungssaal.